

WOLFGANG HARICH

Ein autobiographisches Fragment. Zum Gedenken an den Todestag

Wolfgang Harich wurde in Rezensionen mit der Auffassung konfrontiert, daß die Schrift »Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit«¹ seine Autobiographie sei. Diese Auffassung wies er zurück. Sein Buch sah er als Verteidigungs-Streitschrift, mit der er gegen Angriffe in den Büchern von Walter Janka² »zurückschlug«. Biographische Aspekte dieser Streitschrift hatten eher sekundäre Bedeutung. Sie bezogen sich überdies vor allem auf die Zeitspanne Mitte der fünfziger Jahre. Harich bestritt, je die Idee gehabt zu haben, eine Autobiographie zu schreiben. Einen Versuch in diese Richtung hatte er allerdings am 9. April 1965 begonnen, doch schon wenige Tage später wieder abgebrochen. Nichtsdestoweniger ist dieses autobiographische Fragment, das er mir in Kopie übergab, sehr interessant. Es beleuchtet die Zeit des Krieges und die unmittelbare Nachkriegszeit und ist insofern geeignet, Fragen, die in der Literatur zu Wolfgang Harichs Biographie aufgeworfen worden sind, schlüssiger zu beantworten.

Nicht wenig Aufmerksamkeit fand Wolfgang Leonhard in seinem Weltbestseller »Die Revolution entläßt ihre Kinder«³ mit seiner Schilderung über das Zusammentreffen mit Harich in Berlin-Dahlem am 3. Mai 1945. Zunächst ist interessant, daß Harich als erster auf der Liste stand, die Walter Ulbricht Leonhard zur Überprüfung übergeben hatte. Im vorliegenden autobiographischen Fragment werden Fakten mitgeteilt, die erklärbar werden lassen, wie Harich auf diesen exponierten Platz auf Ulbrichts Liste gekommen sein kann. Harich hatte als erstes Mitglied einer Widerstandsgruppe Kontakt mit der Roten Armee, während sich der Kern der Gruppe noch im nicht befreiten Gebiet Berlins aufhielt. Harich hatte, wie auch Victor de Kowa in seiner Autobiographie berichtete, sowjetische Panzer gewarnt, in eine vermintete Straße zu fahren: »Wolfgang war ganz aus dem Häuschen. Er war nicht zu halten. Er setzte sich seine Schirmmütze auf und stürmte davon. Wir wußten, daß irgendwo Straßenminen eingebuddelt waren. Er wollte die Panzer warnen. Er kannte die Straße, die minenfrei war. Er rannte den Panzern entgegen und fuchtelte aufgeregt mit beiden Armen in der Luft herum.«⁴ Kurz nach diesem Ereignis war Harich festgenommen worden, weil er aus Mangel an intakter Zivilkleidung in zwischen eine Wehrmachtsreithose mit langen Schaftstiefeln angezogen hatte. Glücklicherweise hatte er das Wehrmachtsoldbuch und den gefälschten Ausweis bei sich mit identischen Paßbildern und unterschiedlichen Namen, so das es nicht schwer war,

1 Vgl. Wolfgang Harich: Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Zur national-kommunistischen Opposition in der DDR, Berlin 1993.

2 Vgl. Walter Janka: Schwierigkeiten mit der Wahrheit, Hamburg 1989; ders.: Spuren eines Lebens, Hamburg 1991.

3 Vgl. Wolfgang Leonhard: Die Revolution entläßt ihre Kinder, Leipzig 1990, S. 400-402.

4 Victor de Kowa: Als ich noch Prinz war in Arkadien, Nürnberg 1955, S.294.

glaubhaft zu belegen, daß er ein schon vor Monaten desertierter Antinazi war und am Widerstandskampf teilgenommen hatte. Sein Bericht über die Widerstandsgruppe wurde mit großem Interesse von den sowjetischen Offizieren aufgenommen. Die russische Besatzungsmacht war also gleich zweimal nachdrücklich auf Harich und dessen antinazistische Gesinnung aufmerksam geworden, was der Gruppe Ulbricht vom sowjetischen Stab in der Sundgauer Straße mitgeteilt worden sein dürfte. Auch die Widerstandsgruppe kann Ulbricht auf Harich aufmerksam gemacht haben.

Eine weitere Frage, die Leonhard in seinem Buch deutlich herausstellte, war, warum der erste Antifaschist, den er in Berlin treffen sollte, ausgerechnet in der Podbielskiallee 1, also in der thailändischen Gesandtschaft, lebte. Im Fragment erfolgt eine schlüssige Erklärung. Harich war in dieser Zeit mit Nong Yau Chuthin, der Tochter des siamesischen Gesandten, befreundet. Das Umfeld dieser Freundschaft wird recht ausführlich dargestellt. Jedoch gab Harich als Treffpunkt mit Leonhard die Miquelstraße, den separaten Wohnort von Nong Yau, an. Dies dürfte ein Irrtum sein.

Erklärungsbedarf wurde auch hinsichtlich Harichs Verhältnisses zu den Japanern angemeldet. Von Interesse war vor allem die Frage, warum er als Intimus von General Nomura bei Hitlers Außenminister Ribbentrop 1943 einen Vorschlag zur Gründung einer Deutsch-Japanischen Zeitung eingereicht habe.⁵ In dem Fragment geht Harich auf diese Frage nur sehr allgemein mit dem Hinweis auf die Familie de Kowa ein. Er hat aber kurz vor seinem Tode noch sehr ausführlich zu dieser Frage Stellung genommen.⁶ Harich war fasziniert von Michiko Tanaka, »die interessanteste schöne Frau, die es damals in Berlin gab«⁷. Das Zeitungsprojekt hatte den Hauptzweck, Vorwände zu schaffen, um mit Michiko in Kontakt zu kommen.⁸ Es kam dann ganz anders: Harich, Michiko Tanaka und ihr Gatte Victor de Kowa wurden echte Freunde. Das Zeitungsprojekt scheiterte.

SIEGFRIED PROKOP

5 Vgl. Bernd Florath: Rückantworten der »Hauptverwaltung Ewige Wahrheiten«. Wolfgang Harich ohne Schwierigkeiten mit der Wahrheit, in: UTOPIE kreativ, H.47/48, 1994, S. 72, Anmerkung 5.

6 Vgl. Siegfried Prokop: »Ich bin zu früh geboren«. Auf den Spuren Wolfgang Harichs, Frankfurter Oder Editionen 1996 (im Druck).

7 Ebenda.

8 Wolfgang Schivelbusch zitiert aus einer Selbstdarstellung, die Harich Willy Huhn 1944 übermittelte hatte: »Was das Hochstaplerum betrifft, so wäre ich ohne dieses weder je in die Botschaft gekommen noch der Geheimvertraute Admiral N...s, noch der Geliebte M.T....s geworden.« Die Abkürzung M.T. kann sich nur auf Michiko Tanaka beziehen. Sie war jedoch nie seine Geliebte. In der Selbstdarstellung Harichs war wohl eher der Wunsch der Vater des Gedankens. Wolfgang Schivelbusch: Vor dem Vorhang. Das geistige Berlin 1945-1948, München - Wien 1995, S. 336.

Wolfgang Harich

Berlin, den 9. April 1965

Während des Zweiten Weltkriegs habe ich zweimal den Versuch unternommen, von der Deutschen Wehrmacht zu desertieren, einmal im September 1943, das zweite Mal im Herbst 1944. Der erste Versuch scheiterte bereits nach zwei Tagen. Ich wurde in Berlin festgenommen und in Potsdam kriegsgerichtlicher Bestrafung zugeführt. Anschließend habe ich einige Zeit in Straftaft im Wehrmachtsgefängnis Forst Zinna in Torgau verbracht. Der zweite Versuch glückte, und bis zum Ende des Krieges hielt ich mich illegal in Berlin auf. In beiden Fällen hatte ich davon abgesehen, an der Front zur Roten Armee bzw. zu den westlichen Alliierten überzulaufen. Was mich davon abhielt, war vor allem der an den Novemberereignissen von 1918 orientierte Gedanke, daß in Deutschland über kurz oder lang eine Volksrevolution gegen das faschistische Regime ausbrechen, was die Beendigung des Krieges und die

Errichtung einer demokratischen und sozialistischen Gesellschaft in Deutschland zur Folge haben würde. Bei dieser Revolution wollte ich unbedingt mit dabei sein, und ich befürchtete, sie zu versäumen, wenn ich mich in Kriegsgefangenschaft begeben würde.⁹ Als wichtigste Voraussetzung für meine aktive Beteiligung an der erhofften und ersehnten Revolution erschien mir meine rechtzeitige Anwesenheit in Berlin. Aus diesem Grunde war ich entschlossen, in Berlin unterzutauchen, was sich im übrigen auch deswegen empfahl, weil es in der Riesenstadt verhältnismäßig leicht war, einen sicheren Unterschlupf und Verbindung zu Gleichgesinnten zu bekommen. Dabei erfolgte mein erster, verfrühter Desertionsversuch unter dem Eindruck des Staatsstreichs, mit dem 1943 Marschall Badoglio in Italien das Regime Mussolinis stürzte und eine Verständigung mit den Alliierten herbeiführte. Ich hatte 1943 die Illusion, daß dieses Ereignis unmittelbar auf Deutschland übergreifen, d.h. hier von den entsprechenden politischen Kräften nachgeahmt werden müßte. 1944 entschloß ich mich unter dem Eindruck des 20. Juli zur Desertion, in dem Glauben, daß, wenn es bereits derartige Verschwörungen in den herrschenden Kreisen von Staat und Gesellschaft gebe, die Erhebung der Volksmassen nicht mehr lange auf sich warten lassen werde.

Im Sommer 1944 befand ich mich als einfacher Soldat am Mittelabschnitt der Ostfront, im Chaos des deutschen Rückzugs im Raum von Bialystock. Bei passender Gelegenheit simulierte ich ein Ischias-Leiden und erreichte es, in ein Lazarett nach Allenstein in Ostpreußen transportiert zu werden, zu einem Zeitpunkt, als gerade ein Befehl des Führerhauptquartiers erlassen worden war, der jedem Soldaten der Ostfront, der vorübergehend in die Heimat kam und ein Jahr keinen Urlaub mehr gehabt hatte, einen mehrwöchigen Urlaub genehmigte. Ich erklärte im Lazarett schon nach wenigen Tagen, wieder gesund zu sein, und nahm den mir zustehenden Urlaub. Er führte mich für einige Tage nach Jauer in Schlesien zu Bekannten und schließlich nach Berlin. Hier gelang es mir, Verbindung mit einer illegalen antifaschistischen Widerstandsgruppe aufzunehmen und meine endgültige Desertion aufs sorgfältigste vorzubereiten. Mit dieser Gruppe hatte meine Mutter bereits seit Ende 1942 über einen Mittelsmann, einen Bekannten, der während meines Wehrdienstes mein Zimmer in unserer Wohnung in Berlin-Zehlendorf, Stubenrauchstraße 10, bewohnte, in Verbindung gestanden. Der Bekannte war ein sozial und rechtlich diskriminierter Halbjude namens Wolfgang Borhardt, ein akademisch gebildeter junger Mann, der sich seinen Lebensunterhalt als Portier in einem Hotel am Anhalter Bahnhof verdiente. Über Borhardt hatte die Gruppe Ende 1942/Anfang 1943 meiner Mutter einen jungen jüdischen Musiker namens Konrad Latte (damals nannte er sich Konrad Bauer) aus Breslau geschickt. Latte war kurz vor seiner Festnahme, die wahrscheinlich den Abtransport nach Auschwitz und den Tod in einer Gaskammer zur Folge gehabt hätte, aus Breslau nach Berlin geflohen und hielt sich hier illegal auf. Meine Mutter hatte Latte in unserer Wohnung in Zehlendorf aufgenommen, ihn dort längere Zeit versteckt gehalten und von ihren Lebensmittelpunkten miternährt und ihm später zu gefälschten Doku-

9 In einem Interview mit Edith Scholz 1993 nannte Harich einen anderen Grund. Nie habe er eine längere Abwesenheit von seiner Heimatregion Berlin-Brandenburg aushalten können. Im Falle einer Abwesenheit habe er immer ein großes Heimweh verspürt.

10 Aus Gründen des Datenschutzes werden Harichs detaillierte Angaben über den Nachkriegswerdegang und die Adressen von Borchardt und anderen erwähnten Persönlichkeiten weggelassen.

11 Über die Rolle Alex Vogels als V-Mann der Gestapo war Harich nicht informiert. Darüber schrieb erstmals Wolfgang Schievelbusch 1995: »Vielleicht war Alex Vogel ein Doppelagent, dem die Gestapo auf den Leim ging, vielleicht ein eigenbrötlerisch-eigenständiger Antifa-Kämpfer, eine Art Warlord im antifaschistischen Untergrund Berlins, ein Typus, wie er nicht selten vorkam, vielleicht beides, jedenfalls eine schillernde Figur, nicht unähnlich Elisabeth Dilthey, mit der er etwa zur gleichen Zeit das Haus in der Schlüterstraße bezog.«
Wolfgang Schievelbusch, Vor dem Vorhang, a.a.O., S. 72.

menten verholten. Schon bei meinem ersten Desertionsversuch hatte ich die Absicht gehabt, mich über Latte und Borchardt der besagten Widerstandsgruppe anzuschließen. Dazu war es aber 1943, infolge meiner Verhaftung, nicht gekommen.(...) ¹⁰ Die Leiter der Widerstandsgruppe hießen Alex Vogel ¹¹ und Wolfgang Schmidt. Vogel war vor 1933 Kommunist gewesen. Er gehörte, wie ich, als Gefreiter der Wehrmacht an. Er verstand es, sich durch Spritzen gelbsuchtartige Krankheitssymptome beizubringen und auf diese Weise, etwa seit dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion, einen mehrmonatigen Lazarettaufenthalt in Berlin nach dem anderen zu erzwingen. Im Lazarett ließ er sich dann jedesmal nach kurzer Zeit in einem halb noch kranken, halb schon genesenden Zustand irgendwelche leichten Arbeiten für die Lazarettverwaltung übertragen, die mit Botengängen in der Stadt verbunden waren. So schuf er sich mit Hartnäckigkeit und Zielstrebigkeit ohnegleichen die Voraussetzungen dafür, vom Lazarett aus seine Widerstandsgruppe zu organisieren. Schmidt war ein diskriminierter Halbjude, der als solcher keinen Wehrdienst abzuleisten brauchte. Er hatte eine eigene Wohnung in der Nähe des Kurfürstendamm, etwa auf der Höhe des Lehniner Platzes. Vogel lebt seit etwa 12 oder 10 Jahren in Westdeutschland und im westlichen Ausland (...), Wolfgang Schmidt ist etwa um 1950 nach Australien gegangen. Während Vogel, wie gesagt, Kommunist war, war Schmidt ein linksbürgerlich-demokratisch eingestellter Parteiloser. Der Kern der von Vogel und Schmidt geleiteten Gruppe bestand aus antinazistisch eingestellten Arbeitern im Berliner Norden und Osten und in Neukölln. In den Jahren 1942/43/44 stieß zu der Gruppe aber auch eine immerfort wachsende Anzahl von antinazistisch eingestellten bürgerlichen Intellektuellen. Unter anderem sind mir als Mitglieder bzw. unterstützende Sympathisierende der Gruppe die Schriftstellerin Ruth Andreas-Friedrich, der Dirigent Leo Borchardt, die Tänzerin Tatja Csovsky, der Journalist Helmuth Kindler (später Herausgeber der Zeitschrift »Sie«), Borres von Borresholm, die Journalisten Zibaso und Wolfgang E. Parth, die Tänzerin Edel v. Rothe sowie deren Mutter bekannt geworden. In den Jahren 1942/43 hatten Vogel und Schmidt mit meiner Mutter keine direkte Verbindung gehabt, sondern nur durch den erwähnten Wolfgang Borchardt mit uns in Verbindung gestanden. Bis 1944 kannte meine Mutter ihre Namen nicht. Als ich jedoch 1944 mit ihnen Kontakt suchte, hatten Vogel und Schmidt, in Anbetracht der Bewährung unserer Familie im Falle Konrad Latte, keine Bedenken mehr, mit mir direkt in Beziehung zu treten, die dann im Herbst 1944 durch Wolfgang Borchardt vermittelt wurde.

Außer der Gruppe Vogel/Schmidt fand ich in Berlin 1944 noch zwei weitere potentielle Widerstandszentren vor. Bei einem Kreis handelte es sich um Freunde des von der Gestapo im Anschluß an den 20. Juli festgenommenen früheren sozialdemokratischen Funktionärs Theodor Haubach (der dann Anfang 1945 vom Volksgerichtshof, wohl wegen Teilnahme am Kreisauer Kreis, zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde). Ich hatte Haubach bereits im Jahre 1940 im Hause meiner Schwester, der Schriftstellerin Susanne Kerckhoff (die im März 1950 freiwillig aus dem Leben schied),

kennengelernt und war damals von ihm antinazistisch beeinflusst worden. Einer von Haubachs Freunden war zugleich ein alter Freund meines 1931 in Neuruppin verstorbenen Vaters Walther Harich. Er heißt Gerhard Wilcke und ist Apotheker (...)

Durch Wilcke war ich 1942/43 mit einem weiteren Haubach-Vertrauten, einem jungen Pädagogen namens Weert (oder Wehrt) bekannt geworden, der es im Kriege zum Oberfeldwebel im Funkdienst des Oberkommandos der Wehrmacht gebracht hatte. Nach meiner Desertion lernte ich durch Wilcke und Weert noch weitere sozialdemokratisch gesinnte Personen aus ihrem Personenkreis kennen, u.a. einen Zahnarzt Dücker und einen Gemüsehändler, dessen Namen mir entfallen ist. Dieser Kreis von Antifaschisten wollte ebenfalls etwas gegen das Naziregime unternehmen, mußte aber nicht, was zu tun sei, und war durch die Verhaftung Haubachs auch ein wenig eingeschüchtert. Ebenfalls praktisch inaktiv war 1944 noch ein weiterer Kreis von Antinazis, der sich um den Schauspieler Alfred Beierle (inzwischen verstorben), damalige Wohnung Kurfürstendamm/Ecke Lehniner Platz, nördliche Seite, gruppierte. Bei Beierle pflegte ich verbotene Bücher antiquarisch billig zu erstehen. Beierle handelte aber nicht nur mit Büchern, sondern auch – zu Überpreisen – mit Lebensmitteln, und seine finanziellen Erlöse benutzte er dazu, »getauchten« Juden und Deserteuren zu helfen. Er war aber der einzige aktive und zielbewußte Antifaschist seines Kreises. Die Kunden, die bei ihm ein- und ausgingen, darunter viele prominente Schauspieler, wünschten zwar sehnlich das Ende des Krieges herbei und verfluchten Hitler, wußten aber nicht, was sie praktisch tun sollten, um das Kriegsende zu beschleunigen. An tatentschlossenen Leuten habe ich 1944 in Beierles Wohnung nur einen Stabsarzt Rau (...), den Journalisten Hans-David Schwab-Fehlisch und seine Frau Marietta Grelling kennengelernt. Frau Grelling ihrerseits brachte mich in Verbindung mit Nenat Stefanovic, einem politischen Kommissar der jugoslawischen Partisanen, der aus einem deutschen KZ geflüchtet war und sich seither illegal in Berlin aufhielt.

Nach einer gründlichen Aussprache mit Vogel und Schmidt (in der Wohnung Schmidts) wurde beschlossen, daß ich möglichst lange formell in der Wehrmacht bleiben, aber, wenn es gar nicht mehr anders gehe, desertieren solle. Zunächst brachte Stabsarzt Rau mich in der von ihm geleiteten Hals-, Nasen-, Ohrenabteilung des Lazarets in Berlin-Buch unter, wobei er dafür sorgte, daß ich unter verschiedenen Vorwänden täglich Ausgang erhielt, um in Berlin den mir von der Gruppe Vogel/Schmidt aufgetragenen Pflichten gerecht werden zu können. Das ging aber nur ganz kurze Zeit, denn die Lazarette wurden streng kontrolliert, und ich besaß zwar die Fähigkeit, Ischias zu simulieren, brachte es aber nicht fertig, irgendeine der Krankheiten vorzutäuschen, für die Stabsarzt Dr. Rau zuständig war. So geschah es, daß ich mich plötzlich zu einem Ersatztruppenteil nach Marburg an der Lahn versetzt sah und nur unter den schwierigsten und abenteuerlichsten Umständen nach wenigen Tagen wieder nach Berlin zurückkehren konnte. (In diesen wenigen Marburger Tagen wurde ich sehr freundlich in dem Haus des Philosophen Professor Dr. Julius Ebbinghaus, des Vaters

meines Freundes Carl-Hermann Ebbinghaus, aufgenommen. In Professor Ebbinghaus fand ich einen überzeugten Antifaschisten, den ich ohne Bedenken mit den Zielsetzungen der Gruppe vertraut machen konnte). Nach Berlin zurückgekehrt, kehrte ich der Wehrmacht endgültig den Rücken. Ich zog Zivil an, und Vogel und Schmidt versorgten mich mit einer Pistole und ausgezeichneten, auf einen falschen Namen ausgestellten gefälschten Papieren, mit denen ich mich bis Kriegsende frei in Berlin bewegen und unbesorgt jede Polizei- und Wehrmachtsstreife passieren konnte. Mein Quartier in Berlin mußte ich ständig wechseln. Abwechselnd wohnte ich bei meinem Freunde Victor de Kowa in Berlin-Charlottenburg, Wacholderweg 7 b (Ruhleben) (de Kowa und seine Frau, die japanische Sängerin Michiko Tanaka, hatte ich 1943 durch einen alten Bekannten meiner Familie, den damaligen Filmregisseur Felix von Eckardt, kennengelernt und in ihnen sehr bald Gleichgesinnte gefunden), ferner bei meiner Freundin Nong Yau Chuthin, der über eine eigene Wohnung in Berlin-Dahlem, Miquelstraße, verfügenden Tochter des thailändischen Gesandten (dieses bildschöne siamesische Mädchen hatte ich einmal an einer Omnibushaltestelle angesprochen, bis zu ihrer Rückkehr nach Siam Ende 1946 habe ich mit ihr zusammengelebt), ferner bei Marietta-Grelling, wie gesagt einer Vertrauten Alfred Beierles, in Berlin-Dahlem, Am Hirschsprung, und gelegentlich noch bei anderen Personen aus der Vogel-Schmidt-Gruppe bzw. dem Beierle-Kreis, die mir entfallen sind. Auch für meine Verköstigung wurde von diesen Antifaschisten gesorgt.

Während die Kreise um Wilcke und um Beierle, unabhängig voneinander, 1944 mit wenigen Ausnahmen noch inaktiv waren, während de Kowa sich vorläufig noch aufs sogenannte »Meckern und Miesmachen« im kleinen, vertrauten Kreise beschränkte, war die Gruppe Vogel-Schmidt bereits seit Jahren außerordentlich aktiv. Die Aktivität bestand einerseits in systematischer, umfassender Hilfeleistung für illegal lebende Juden, Antinazis und Deserteure, die mit Unterkünften, falschen Papieren, Lebensmitteln und unter Umständen mit Schußwaffen versorgt wurden, andererseits in planmäßigen vorbereitenden Maßnahmen für den Fall des Heranreifens eines Volksaufstandes (Sammlung von Materialien für Flugblätter, Abziehapparaten, Papier usw., Sammlung von Waffen, Lebensmitteln und Geld, straffe Organisierung der Gruppe auf konspirativer Grundlage usw. usw.) bei gleichzeitiger ununterbrochener Bemühung, die Gruppe zu erweitern, neue Mitglieder für sie zu gewinnen und ihr Beziehungen in alle Gesellschaftskreise – vom OKW bis in die unzufriedene Arbeiterschaft – zu schaffen. Nachdem ich mir mit Vogel und Schmidt einig geworden war, führte ich ihrer Gruppe die Antinazis aus dem Kreis um Gerhart Wilcke und aus dem Kreis von Alfred Beierle zu. Zusammen mit Alex Vogel und Nenat Stefanovic, die ich miteinander gleichsam »verkuppelt« hatte, gelang es mir auch, Victor de Kowa zu aktiver Unterstützung der Gruppe zu gewinnen. Ich selbst betätigte mich im Winter 1944/45 und bis zur Befreiung Berlins durch die Rote Armee vor allem als Kurier, der Aufträge von Vogel und Schmidt an die in den verschiedensten Teilen Berlins zwischen Buch und

Wannsee, zwischen Köpenick und Spandau ansässigen Mitglieder und Sympathisierenden der Gruppe überbrachte. Als »Ausweis« diente in der Regel die eine Hälfte eines durchrissenen Briefumschlags, dessen andere Hälfte sich im Besitz des jeweils Besuchten befand. Auf diese Weise war ich fast Tag und Nacht unterwegs, erst mit dem Diplomatenwagen meiner siamesischen Freundin Nong Yau, deren ältere Bekannte als Chauffeur half, dann teils mit der S-Bahn, teils mit dem Fahrrad, schließlich, als der S-Bahnverkehr eingestellt wurde, nur noch mit dem Fahrrad. Außerdem tat ich, was in meiner Macht stand, um der Gruppe zu Geld, Lebensmitteln, Schußwaffen und Munition, Abziehapparaten und gefälschten Papieren zu verhelfen. Besonders beliebt machte ich mich dadurch, daß ich durch eine mit unserer Familie befreundete Dolmetscherin beim OKW alle nur möglichen OKW-Formulare, Kopfbriefbögen, blanko unterstempelt, usw. herbeischaffte. Anfang 1945 gelang es mir sogar, über einen Sozialdemokraten namens Schöpflin, den Sohn des früheren Reichstagsabgeordneten, wichtige Angestellte und Arbeiter einer Druckerei für die Herstellung von gedruckten Flugblättern zu gewinnen. Leider wurde die Druckerei durch einen nächtlichen Bombenangriff zerstört, bevor die betreffenden Drucker und Setzer für die Gruppe in Aktion getreten waren. Es ist dies eines der zahlreichen Beispiele dafür, daß die Terrorangriffe der amerikanischen und englischen Airforce auf die großen Städte eine keineswegs kriegsverkürzende Wirkung hatten, sondern oft die bewußten und entschlossenen Antifaschisten aktionsunfähig machten, ohne die breiten Massen der Bevölkerung aufrütteln zu können.

Als die vorletzte große Offensive der Roten Armee im Februar 1945 vorübergehend an der Oder zum Stehen kam, aber sich absehen ließ, daß ihre nächste Offensive über kurz oder lang zum Sturm auf Berlin führen würde, fanden in der Leitung der Gruppe, teils in der Wohnung von Wolfgang Schmidt, teils auf Spaziergängen zu zweit und dritt im Grunewald, Besprechungen über die zu ergreifenden nächsten Maßnahmen statt. An einer dieser Besprechungen habe ich teilgenommen: sie wurde in Schmidts Wohnung zwischen Alex Vogel, Schmidt, Zibaso und mir geführt. Von einer zweiten Besprechung zwischen Alex Vogel und Nenat Stefanovic im Grunewald weiß ich wenigstens. Von den übrigen Besprechungen habe ich keine konkrete Kenntnis. Vogel, der bis Anfang 1945 immer noch mit dem Ausbruch von Unruhen in der Bevölkerung gerechnet und sich darauf vorbereitet hatte, für diese Unruhen ein organisiertes leitendes Zentrum bereitzustellen, hatte sich nunmehr zu der Auffassung durchgerungen, daß die Berliner wahrscheinlich tatenlos das über sie hereinbrechende Schicksal erwarten würden. Unter diesen Umständen – so erklärte er – bleibe nichts anderes übrig, als eine große Flugblattaktion zu organisieren und mittels der Flugblätter die Bevölkerung dazu aufzufordern, sich im Lebensinteresse Berlins und um weitere sinnlose Zerstörungen zu verhindern bzw. auf ein Minimum zu reduzieren, in jeder jeweils geeigneten Form der Verteidigung der Stadt passiv zu entziehen oder sie aktiv zu behindern. In der Besprechung, der ich beiwohnte („kam) – ich weiß nicht mehr, von wem – die Idee auf, diese Aktion mit einem

Anmalen von Parolen an Häuser und auf Fahrbahnen zu verbinden. Dabei sollte die Bevölkerung dazu aufgefordert werden, ihrerseits ihren Willen zur Beendigung des Krieges durch Anmalen der gleichen Parole zu bekunden. Der Vorschlag wurde damit begründet, daß dies der geeignetste Weg sei, auf dem die kriegsmüden Berliner sich gegenseitig davon überzeugen könnten, daß (sie) sich in dem Wunsch nach Beendigung des sinnlosen Mordens allesamt einig seien. Wir überlegten nun lange hin und her, welche Parole am geeignetsten sei. Parolen wie »Schluß mit dem Krieg« oder auch »Frieden« erwiesen sich als zu lang und kompliziert, als daß dem verängstigten Einzelnen zugemutet werden konnte, sie mit einem Stück Kreide in der Hand heimlich, unbeobachtet irgendwo anzumalen. Es mußte ein kürzeres Wort sein. Wir entschlossen uns schließlich für das Wort »NEIN«, in Erinnerung an das allgemein geläufige neunundneunzigprozentige »Ja« der Hitlerschen Volksabstimmungen und an das »Ja«, mit dem sich Goebbels Anfang 1943 im Sportpalast seine Parole »Wollt ihr den totalen Krieg« hatte beantworten lassen. Es wurde festgelegt, daß an einem Abend im April und in der darauffolgenden Nacht von Mitgliedern der Gruppe in allen Teilen Berlins das »Nein« überall angemalt und in der nächsten Nacht die darauf bezugnehmenden Antikriegsflugblätter, mit dem Appell, alles zu tun, um die gänzliche Zerstörung Berlins zu verhindern, verteilt werden sollten. In den Wochen, die auf diese Beschlußfassung folgten, hatte ich nun alle Hände mit der Vorbereitung zu tun. Ich fuhr in alle Teile Berlins, um Vogels und Schmidts Weisungen an die Mitverschworenen der Gruppe zu überbringen, andere Kurier taten das gleiche. In der festgesetzten April-Nacht beschriftete ich, zusammen mit drei, vier anderen Gruppenmitgliedern, die Häuserwände, die schwarzen Bekanntmachungstafeln in den Hausfluren und die asphaltierten Gehsteige in den Straßen von Charlottenburg nördlich der Ost-West-Achse. Als ich dann im Morgengrauen mit dem Fahrrad durch verschiedene Teile Berlins fuhr und mir die Ergebnisse der Aktion ansah, schien mir der erste Erfolg beträchtlich zu sein. Fast überall, wo ich hinkam, fand ich das »Nein«, und es ist mir später bekannt geworden, daß es sich in anderen, weit voneinander entfernten Teilen der Stadt nicht anders verhielt. Die beste Arbeit hatte der Gebrauchsgraphiker Heinz Schwabe, damals wohnhaft am Kurfürstendamm, (...) geleistet. Diesen hatte ich erst wenige Wochen vorher durch meinen langjährigen Freund Alexander Peter Eismann, neuerdings ebenfalls ein Mitglied der Gruppe, kennengelernt und ihn auf seinen Wunsch für den Notfall mit einem Revolver ausgestattet. Ich stellte fest, daß Schwabe, dessen Revier ich im Auftrag von Vogel und Schmidt inspizieren sollte, den ganzen Kurfürstendamm von der Gedächtniskirche bis zur Ecke Brandenburger- und Wilmersdorferstraße mit breit und leuchtend hingepinselter Schlemmkreide beschriftet und dabei nicht einmal Schaufensterscheiben und Autos verschont hatte. Ein riesiges »Nein« aus Teer prangte schwarz und gut sichtbar auf einem Wasserturm in Steglitz (und war später noch jahrelang dort zu sehen). Hier hatten Leo Borchardt, Ruth Andreas-Friedrich und ihre Freunde »gemalt«. Bis in die nächsten Nachmittagsstunden hinein sah man Polizisten, die in den verschiedensten

Stadtgeden damit beschäftigt waren, die »Neins« von den Wänden zu wischen. Während dies geschah, erging dann aber von seiten der Nazibehörden ein Gegenbefehl, mit dem wir nicht gerechnet hatten und der uns typisch für die Denk- und Reaktionsweise des Herrn Goebbels zu sein schien: Die Naziorganisationen fingen auf einmal an, selbst die Wände zu beschriften, und zwar mit der Parole »Kapitulieren? Nein!«, wobei sie in vielen Fällen über unser »Nein« (das sie nun stehen ließen) nur noch ihr »Kapitulieren?« zu schreiben brauchten. In der nächsten Nacht und in den darauffolgenden Nächten starteten wir dann unsere Flugblattaktionen. Auch hieran war ich, wieder in der derselben Gegend von Charlottenburg, beteiligt. Ich fuhr auf dem Fahrrad kreuz und quer durch die Straßen von Charlottenburg, näherte mich einzelnen und gruppenweise gehenden Bürgern, händigte ihnen blitzschnell die Flugblätter aus und entfernte mich dann jeweils schnell wieder, bevor sie recht zur Besinnung gekommen waren, um alsbald in einer anderen Straße erneut mit meinen Flugblättern aufzutauchen. Dies schien mir der beste Weg zu sein, etwaigen Nazis zu entgehen, die mich sonst hätten fassen und den Behörden übergeben können. Einen anderen Teil der Flugblätter streute ich über das Gelände hinweg in U-Bahn-Ausgänge, sobald die aus einem U-Bahn-Zug ausgestiegenen Fahrgäste in Massen die Treppe heraufkamen, wieder andere Flugblätter steckte ich im Morgengrauen in Briefkästen verschiedener Mietshäuser, einige wenige klebte ich an schwarze Mitteilungsblätter in Hausfluren.

Leider hatte die ganze Aktion keine spürbaren Auswirkungen, obwohl feststeht, daß sie in weiten Gebieten Berlins durchgeführt wurde. Berlin mußte von der Roten Armee Ende April, Anfang Mai 1945 mit bewaffneter Gewalt befreit werden. Gegen Ende April – das genaue Datum ist mir entfallen – erlebte ich schließlich folgendes. Ich hatte mir wieder einmal die Nacht im Dienst irgendwelcher Aufträge Vogels und Schmidts um die Ohren geschlagen und war auf dem Fahrrad frühmorgens (der S- und U-Bahnverkehr war bereits seit Tagen eingestellt) in die Wohnung meiner Freundin Nong Yau zurückgekehrt. Da berichtete mir Nong Yau, der Stabsarzt Dr. Rau sei bei Frau Grelling, in der Straße Am Hirschsprung (einem anderen illegalen Quartiere) und wolle mich sprechen. Nachdem ich gefrühstückt hatte, begab ich mich mit dem Fahrrad von der Miquelstraße in die ganz in der Nähe gelegene Straße Am Hirschsprung. Als ich die Cecilien- (heutige Pacelli-) Allee überquerte, sah ich, wie eine Wehrmachtseinheit auf dieser Straße mit Richtung Zehlendorf ein schweres Maschinengewehr und eine Handvoll Panzerbüchsen in Stellung brachte und überdies deutsche Pioniere die Straße verminten. Am Hirschsprung fand ich Frau Grelling, eine ihrer Freundinnen und Dr. Rau vor. Sie erzählten mir, daß sie, noch im Machtbereich der Wehrmacht lebend und sich weit hinter der Front glaubend, soeben von Bekannten aus Zehlendorf angerufen worden seien, bei denen bereits die Panzer der Roten Armee stünden. Am frühen Nachmittag desselben Tages hörten wir dann ganz in der Nähe das unverkennbare Rasseln von Panzern. Dr. Rau und ich liefen hinaus (Rau hatte sich unterdessen auch Zivil angezogen) und den Panzern entgegen. An der Ecke der

Straßen Im Dol und Am Hirschsprung sahen wir dann, wie sich, von der Luisenallee herkommend, beiderseits des Birkenwäldchens, die Spitze einer großen sowjetischen Panzerkolonne auf uns zubewegte. Wir liefen den Panzern mit erhobenen Händen entgegen, wurden von den Rotarmisten gestellt und händigten ihnen die Revolver aus, die wir in den letzten Monaten für den Notfall immer bei uns getragen hatten. Sehr bald war ein Dolmetschender russischer Unteroffizier zur Stelle, den ich über meine Beobachtungen auf der Cecilienallee aufklären konnte. Auf diese Weise wurde die sowjetische Panzerkolonne rechtzeitig in die Lage versetzt, die sMG- und Panzerbüchsenstellung sowie das Minenfeld zu umgehen. Ein sowjetischer Offizier umarmte mich dankbar, holte dann aus seiner Tasche einen leeren Briefumschlag heraus, bekratzte ihn mit ein paar für mich unleserlichen Zeilen und händigte ihn mir aus. Der dolmetschende Unteroffizier erklärte mir, es sei eine Bestätigung des Dienstes, den ich soeben der Roten Armee geleistet hätte. Damit entließ man mich wieder.¹² Da nun unglücklicherweise meine Zivilhosen an diesem Tage zerrissen waren und ich mir deshalb eine Wehrmachtsreithose mit langschäftigen Stiefeln angezogen hatte, wurde ich wenig später von Sowjetsoldaten, die mich für einen nur in letzter Minute verkleideten deutschen Soldaten hielten, aufgegriffen und mit einem kleinen Gefangenentransport zu einem untergeordneten Stab gebracht, der in Zehlendorf, in der Nähe des S-Bahnhofs Sundgauerstraße, in einem der Neubau-Blöcke Quartier bezogen hatte. Mit Hilfe des Zettels, den der sowjetische Panzeroffizier mir ausgestellt hatte und der beiden Ausweise, die ich bei mir trug, meines Wehrmachts-soldbuches und des gefälschten Ausweises, die beide mit Paßfotos von mir versehen waren, aber beide auf verschiedene Namen ausgestellt waren, konnte ich glaubhaft machen, daß ich ein bis dahin illegal lebender, schon vor Monaten desertierter und am Widerstandskampf gegen den Faschismus beteiligter Antinazi war. Der Stab ließ sich daraufhin von mir über den Charakter, die Zusammensetzung und die Aktionen der Gruppe informieren und die Namen und Anschriften der zu ihr gehörenden anderen Antifaschisten, soweit sie mir bekannt waren, mitteilen. Das zentrale Führungsquartier der Gruppe, mit Vogel und Schmidt, befand sich zu diesem Zeitpunkt in der Fasanenstraße, in einem Teil Berlins, der noch nicht befreit war, und ich machte den sowjetischen Offizieren dies klar. Meine Angaben wurden notiert, und ein Offizier geleitete mich wieder zurück nach Dahlem, um mich dort mir selbst zu überlassen. Ich suchte nun den Bunker der thailändischen Gesandtschaft am Platz am Wilden Eber, Ecke Podbielski-Allee-Cecilien-Allee, auf, wo, wie ich wußte, meine Freundin Nong Yau bei ihrem Vater, dem Gesandten, im äußersten Falle Zuflucht nehmen würde. Nong Yau und ihr Vater standen auf gespanntem Fuß, lebten getrennt, und sie hatte ihm meine Existenz verschwiegen. Jetzt erfuhr ich, daß sie ihm kurz vor dem Eintreffen der ersten Rotarmisten im Bunker alles gebeichtet hatte. General Chuthin, sagte man mir, sei entsetzt gewesen, hätte aber gute Miene zum bösen Spiel machen müssen. Um von den Rotarmisten als exterritorialer Diplomat eines mit der Sowjetunion nicht im Krieg befindlichen Landes respek-

12 Harich läßt unerwähnt, daß ihm die Soldaten die goldene Uhr, ein Erinnerungsstück an seinen Großvater, genommen hatten.

tiert zu werden, hätte er sich seine exotisch bunte Generalsuniform angezogen und in die eine Hand die siamesische Staatsflagge, in die andere ein Photo genommen, auf dem er zusammen mit Molotow abgebildet war. So sei er, unter dem Gebrüll der Kanonen und Katjuschas (Stalinorgeln), den ersten Rotarmisten entgegengegangen, die zunächst nichts mit ihm hätten anfangen können, ihn dann aber, mitsamt seiner Tochter Nong Yau, zu einem sowjetischen General gebracht hätten, der sie sogleich unter seinen Schutz gestellt habe. So war Nong Yau zunächst für mich verschwunden. Am 5. Mai kehrte sie dann aber wohlbehalten in ihre Wohnung in der Miquelstraße zurück. Ihr Vater wurde wenige Tage später von den sowjetischen Behörden nach Moskau gebracht, wo man ihm die Heimreise nach Thailand ermöglichte. Nong Yau trennte sich bereits in Berlin von ihm. Sie wollte noch eine Weile mit mir zusammenleben und Berlin im Frieden, ohne Bombenangriffe und Illegalität, genießen. Sie blieb dann bis Ende 1946. Da war die Liebe auf ihrer Seite dann nicht mehr so überwältigend groß, daß sie die elenden Nachkriegsverhältnisse und vor allem die bitterkalten Winter um meinetwillen noch weiter ausgehalten hätte. Die Sehnsucht nach der Heimat überwog, und die Amerikaner, von ihr darum gebeten, schafften sie nach Washington, und von dort ist sie 1947 nach Bangkok zurückgereist.¹³

Am 2. Mai 1945 traf Walter Ulbricht mit der Gruppe seiner Begleiter in Berlin ein und suchte hier Antifaschisten, die bereit wären, beim Wiederaufbau zuzupacken. Ich weiß nicht, ob er in den darauffolgenden Wochen durch irgendwelche anderen Mitglieder der Gruppe Vogel/Schmidt oder durch den sowjetischen Stab in der Sundgauerstraße auf mich aufmerksam gemacht worden ist. Jedenfalls schickte er seinen damaligen Mitarbeiter Wolfgang Leonhard zu mir, der mich in der Wohnung meiner Freundin Nong Yau in der Miquelstraße in Dahlem aufsuchte.¹⁴ Leonhard erläuterte mir die politische Linie und das Wiederaufbauprogramm der aus Moskau heimgekehrten deutschen Antifaschisten und überzeugte mich davon, daß es das beste wäre, mich der Aufbau-Arbeit zunächst bei einem Stadtbezirksbürgermeister zur Verfügung zu stellen. Alles, was er sagte, schien mir sehr vernünftig und konstruktiv zu sein, so daß ich mit Freuden auf seine Vorschläge einging. In denselben Wochen – ich weiß nicht mehr, ob vor dem Besuch W. Leonhards oder danach, – suchte mich ein ausgezeichnet deutsch sprechender junger, schmaler, blonder sowjetischer Leutnant in Dahlem auf, stellte sich als Jan Vogler, Sohn des in Moskau verstorbenen Malers Heinrich Vogler (Worpswede), vor und diskutierte mit Nong Yau und mir eine ganze Nacht. Mir fiel damals auf, daß sowohl Vogler als auch Leonhard sehr stark die demokratischen Zielsetzungen betonten, die die Sowjetunion und mit ihr die deutschen Kommunisten in Deutschland verfolgen würden. Ich konnte dies mit der Agitation meines Freundes Alex Vogel, an die ich bis dahin gewöhnt war, nicht ganz in Einklang bringen. Alex Vogel nämlich hatte in der Praxis zwar genau die Linie der antifaschistisch-demokratischen Volksfront befolgt und Mitstreiter unter den Antinazis aller politischen Richtungen, bis ins konservative Bürgertum hinein, gesucht, aber in seiner gelegentlichen Darlegung der marxisti-

13 Frau Gisela Wittkowski, die Schwester Wolfgang Harichs, erinnerte sich 1995 noch an weitere Details. Harich hatte beim thailändischen Gesandten um die Hand der Tochter angehalten, aber einen Korb erhalten. Die Botschaften und Gesandtschaften wurden bald auf Verlangen der sowjetischen Besatzungsmacht aufgelöst. Wolfgang Harich und seine Freunde organisierten die Entführung von Nong-Yau. Beide lebten im Nachkriegs-Berlin einige Zeit zusammen. Sie liebten sich in einem der spontan entstehenden Standesämtern trauen. Der Schauspieler Ernst Legal war Trauzeuge. Boleslaw Barlogh brachte Nong-Yau auf die Bühne. Sie spielte eine junge Chinesin. Mit der Normalisierung der Verhältnisse stellte sich bald heraus, daß die vor provisorischen Standesämtern geschlossenen Ehen nicht anerkannt wurden. Nong-Yau entschloß sich, für drei Jahre in die Heimat zu gehen. Für die Entscheidung gab es mehrere Gründe: Heimweh, schlechte soziale Verhältnisse im Nachkriegs-Berlin, Noun-You fror nahezu immer, sie vermißte Reis und fühlte sich der Landessitte verpflichtet, die Asche der in Berlin verstorbenen Schwester in die Heimat zu bringen. Unter den wenigen Habseligkeiten, die sie in ihren Koffer packte, befand sich die Urne der Schwester. Harich litt sehr unter der Trennung von Nong-Yau. Der Briefwechsel riß bald ab. Alle Bemühungen Harichs, sie erneut nach Berlin zu holen, waren vergeblich. Vermutlich hatte sich Nong-Yau den Entscheidungen des Familienclans zu beugen.

14 Hier irrt Harich. Leonhard besuchte ihn in der Podbielskiallee 1, dem Sitz der siamesischen Gesandtschaft in Berlin-Dahlem. Vgl. Wolfgang Leonhard: Die Revolution entläßt ihre Kinder, Bd. 2, Leipzig 1990, S. 400.

schen Revolutionstheorie in Gesprächen mit mir die Begriffe Demokratie und Diktatur stets schematisch einander gegenübergestellt. Ein demokratisches Regime sei nichts weiter als die verschleierte Herrschaft der Großbourgeoisie, es müsse in Deutschland die Diktatur des Proletariats errichtet werden. In meiner nächtlichen Diskussion mit Jan Vogler berief ich mich nun auf diese Äußerung Alex Vogels und fragte ihn, wieso denn die Kommunisten jetzt auf einmal für die Demokratie seien und von der Diktatur des Proletariats nichts mehr wissen wollten. Vogler lächelte freundlich und machte sinngemäß etwa folgende Ausführungen. Demokratie und Diktatur, so belehrte er mich, seien nicht unbedingt Gegensätze, denn die Diktatur des Proletariats – das sei nach wie vor die Überzeugung der Kommunisten – sei die demokratischste Staatsform, die sich überhaupt denken lasse, aber demokratisch eben nur für die Arbeiterklasse und die mit ihr verbündeten werktätigen Schichten, die Bauern und die Intellektuellen; die machten aber in allen Ländern der Erde die überwältigende Mehrheit des Volkes aus. »Aber obwohl wir Kommunisten diese Ansicht vertreten,« fügte Jan Vogler sinngemäß hinzu, »sind wir nicht der Meinung, daß in Deutschland der Weg der proletarischen Diktatur beschritten werden sollte. Einmal deswegen nicht, weil die neuen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, die es in Deutschland zu schaffen gilt, organisch aus dem antifaschistischen Widerstandskampf hervorgewachsen müssen, und an diesem Kampfe waren eben außer den Kommunisten und Sozialdemokraten auch christliche und liberale Antinazis beteiligt. Es kommt also darauf an, in Deutschland eine antifaschistisch-demokratische Politik zu entwickeln, auf die alle diese politischen Richtungen sich einigen können. Zweitens wird Deutschland für eine gewisse Zeit ein besetztes Land sein, und zwar nicht nur von der Sowjetarmee besetzt, sondern auch von den Armeen der Westmächte, den Armeen kapitalistischer Länder. Es ist daher notwendig, die Erneuerung Deutschlands auf der Grundlage einer Konzeption in Angriff zu nehmen, die für alle Siegermächte annehmbar ist, auch für die Westmächte, vorausgesetzt, daß sie willens sind, den Faschismus und Militarismus in Deutschland auszurotten und Garantien dafür zu schaffen, daß er nie wieder erstehen und die Welt mit Krieg bedrohen kann.«

Dies seien die Erwägungen, aus denen heraus die Kommunisten für eine parlamentarische Demokratie in Deutschland eintreten, die sich von der Weimarer Demokratie jedoch dadurch unterscheiden müsse, daß sie gegen jeden Versuch einer Wiederbelebung des Faschismus und Militarismus unbedingt gesichert sei. Vogler unterstrich bei seinen Ausführungen mit starker Betonung den Willen der Sowjetunion, auch unter den komplizierten Bedingungen der Besetzung Deutschlands durch Staaten mit unterschiedlicher Gesellschaftsordnung die nationale Einheit des deutschen Staates und Volkes zu wahren. (Es war dies bereits genau die Linie, auf die sich Monate später die vier Siegermächte im Potsdamer Abkommen einigten.) Auf meine Frage, ob denn nach seiner Meinung nicht wenigstens die Schlüsselindustrien in Deutschland enteignet werden müßten, antwortete Jan Vogler sinngemäß: »Es würde uns Sowjet-

menschen sehr freuen, wenn das deutsche Volk sich dazu entschließen würde. Aber erstens ist das ausschließlich die eigene Angelegenheit der Deutschen selbst. Und zweitens handelt es sich nicht um Enteignung schlechthin und aus beliebigen Gründen, sondern darum, daß die Kriegsverbrechen bestraft werden sollten, deren sich die Besitzer der deutschen Schlüsselindustrien als treibende Kräfte der Aggression und durch die Ausbeutung und Drangsalierung ausländischer Zwangsarbeiter schuldig gemacht haben. Man muß also an die ganze Frage der Enteignung vom Standpunkt des konsequenten Kampfes gegen den Faschismus herangehen.«

Wenige Tage nach dieser Aussprache tauchte Leutnant Jan Vogler plötzlich bei einer Zusammenkunft auf, die einige Mitglieder der Gruppe Vogel/Schmidt in einer Wohnung in der Xantenerstraße abhielten. Ich erinnere mich noch, daß außer mir u.a. Wolfgang Schmidt, Dr. Rau, Alexander Peter Eismann, Nenat Stefanovic und einige mir bis dahin unbekannt Personen anwesend waren. Alex Vogel hatte uns zu dieser Zusammenkunft gebeten, war aber selbst nicht erschienen. Statt seiner kam Leutnant Vogler und forderte uns auf, in einem auf der Straße wartenden sowjetischen Militär-LKW Platz zu nehmen. Hätte Vogler nicht so verschmitzt gelächelt, hätten wir angenommen, er wolle uns verhaften. Die Fahrt ging nach Altfriedrichsfelde im Osten Berlins. Hier ließ man uns in einem Zimmer eines sowjetischen Stabsgebäudes warten. Einige von uns wurden nacheinander herausgebeten und von sowjetischen Offizieren über ihre Erfahrungen und Erlebnisse als Mitglieder der Gruppe befragt. Dann lud man uns wieder ein, auf dem LKW Platz zu nehmen, der schließlich jeden einzelnen von uns vor seiner Haustüre absetzte. Die öffentlichen Verkehrsmittel fuhren damals in Berlin noch nicht oder nur auf gewissen Teilstrecken.

Den Ratschlägen Wolfgang Leonhards folgend, wollte ich mich im Mai 1945 der Wiederaufbauarbeit bei einem Stadtbezirksbürgermeister zur Verfügung stellen. Durch einen alten Kommunisten in Wilmersdorf namens Werner Stein, den ich damals kennenlernte und der zufällig auch ein Bekannter meines Freundes Dr. Gerhard Wilcke war, erhielt ich damals eine Stellung beim Volksbildungsdezernat des Stadtbezirks Wilmersdorf. Werner Stein (...)

Ergänzend möchte ich noch erwähnen, wie es dazu gekommen ist, daß ich im Juni 1945 auch zu Mitgliedern des Gründungskomitees des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands gehörte. Da meine Mutter und meine Schwester wegen der ständigen Bombenangriffe 1943 im Zuge der Evakuierungen Berlin verlassen und sich bis zum Kriegsende in Neuruppin bei Bekannten niedergelassen hatten und bis zum Juni 1945 noch nicht wieder in Berlin aufgetaucht waren, lebte ich zunächst nach Beendigung der Kampfhandlungen in der Wohnung meiner Freundin Nong Yau Chuthin in Berlin-Dahlem, Miquelstraße. Zufällig lag zwei Minuten davon entfernt, in der Cecilienallee, die Villa eines geflüchteten Staatsrats Strauß (fast unmittelbar neben der Villa, in der am 30. Juni 1934 der General von Schleicher ermordet worden ist). Die Straußsche Villa nun wurde im Mai 1945 vom Bezirksamt Zehlendorf dem Dichter Johannes R. Becher, dem Schriftsteller und Kritiker Fritz Erpenbeck und dem Journalisten Heinz Will-

mann zur Verfügung gestellt, die mit ihren Frauen soeben aus der Moskauer Emigration nach Berlin zurückgekehrt waren (Erpenbeck war bereits am 2. Mai mit der Gruppe Ulbricht gekommen und alsbald Chefredakteur der »Deutschen Volkszeitung« geworden). Da ich von Paul Wegener Bestellungen an Becher auszurichten hatte, suchte ich diesen in der Straußschen Villa auf, und aus dem Zufall der Nachbarschaft ergab sich in den folgenden Wochen ein regelmäßiger Kontakt. Ich weiß noch, daß die Nachricht von der Rückkehr meiner Mutter und meiner Schwester nach Zehlendorf mich im Juni 1945 erreichte, als ich gerade bei Bechers Abendbrot aß – ein recht kümmerliches Nachkriegsabendbrot, nebenbei bemerkt, denn Bechers, Erpenbecks und Willmanns führten in der prunkvollen Straußschen Villa ein sehr bescheidenes Leben. Ich hatte mir um das Schicksal meiner Mutter und meiner Schwester große Sorgen gemacht und brach sofort auf, um zu ihnen zu eilen (zu Fuß, denn die öffentlichen Verkehrsmittel zwischen Dahlem und Zehlendorf funktionierten damals noch nicht). Frau Lilli Becher ließ es sich nicht nehmen, sofort ein auf dem Tisch liegendes Brot zu ergreifen und es mir unter den Arm zu schieben, damit ich es meinen Angehörigen mitbrächte, von denen man ja nicht wissen könne, ob sie so kurz nach ihrer Heimkehr bereits mit den nötigsten Lebensmitteln versorgt seien. Da ich sah, daß ohne dieses Brot die anwesenden Ehepaare Becher, Erpenbeck und Willmann schwer satt werden würden, protestierte ich natürlich, aber es half mir nichts. Alle bestanden darauf, daß jetzt erst einmal meine Mutter und meine Schwester gesättigt werden müßten.

Becher war damals mit der Gründung des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands beschäftigt. Er wollte in den Gründungsausschuß des Kulturbundes einen möglichst breiten Kreis von Persönlichkeiten der verschiedensten politischen und weltanschaulichen Richtungen, soweit es sich um Antinazis handelte, einbeziehen, Sozialdemokraten, Christen beider Konfessionen, Liberale und auch Konservative. Er fragte mich, ob ich ihm die Bekanntschaft bedeutender Wissenschaftler der Universität vermitteln könne. Ich nannte ihm an erster Stelle den ganz in der Nähe, in Dahlem-Dorf, lebenden Geheimrat Professor Dr. Eduard Spranger. Ich hatte bei Spranger, neben dem Schulbesuch, schon in den Jahren 1940-42, vor meiner Einberufung zur Wehrmacht, philosophische Vorlesungen und Seminare gehört und erfreute mich auch seines persönlichen Wohlwollens. 1944 war Spranger, nach dem 20. Juli, von der Gestapo festgenommen worden, wohl weil er, freilich nichtsahnend, philosophische Vorträge in Häusern der Verschwörer des 20. Juli gehalten hatte, welche Veranstaltungen von den Verschwörern als Deckung für einige ihrer Zusammenkünfte benutzt worden waren. Als ich bereits Anschluß an die Gruppe Vogel-Schmidt gefunden hatte und illegale Widerstandsarbeit leistete, war mir Sprangers Verhaftung bekannt geworden. Ich erinnerte mich, daß Spranger in der frühen Nazizeit so quasi als Emigrant in Japan gelebt und gelehrt hatte und von den Japanern mit höchsten Ehrungen bedacht worden war. Nun hatte ich in den Jahren 1940-42 mir neben dem Schulbesuch meinen Lebensunterhalt mit deutschem Sprach- und Literaturunterricht an verschiedene in Berlin

lebende japanische Diplomaten, Militärs und Wirtschaftler verdient. Um etwas für Sprangers Rettung zu tun, suchte ich nun im November 1944 diese Japaner, soweit sie damals noch in Berlin waren, auf und beschwor sie, sich für Spranger einzusetzen. Einer dieser Japaner, ein Angestellter der Yokohama-Specie-Bank, mit dem ich gut befreundet war, Dr. Kunio Miki (...) hatte die gute Idee, es müsse versucht werden, den japanischen Botschafter dazu zu bringen, für Spranger bei der deutschen Regierung zu intervenieren. Dies brachte mich wieder auf die Idee, der verzweifelten Frau Spranger den Rat zu geben, sich doch an Frau Oshima, die Gattin des japanischen Botschafters zu wenden. Diesen Rat hat Frau Spranger denn auch befolgt. Ob nun das Drängen meiner japanischen Schüler oder ob der Besuch Frau Sprangers bei Frau Oshima den Ausschlag gegeben hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat die japanische Botschaft in der Tat sich für Spranger eingesetzt und, ich glaube im Dezember 1944, dessen Freilassung aus der Haft erwirkt. Ich war nun bei Sprangers, solange sie in Berlin lebten, ein stets gerne gesehener Gast. In der ganzen Zeit meiner Illegalität habe ich sie häufig besucht. Spranger selbst war durch die erlittene Haft, durch das grauenhafte Kriegsgeschehen und sein Alter zu müde, als daß er sich an illegaler Arbeit aktiv hätte beteiligen wollen. Aber er wußte, jedenfalls teilweise, um meine Aktivität und billigte sie, weil er der Ansicht war, daß alles getan werden müsse, um den längst verlorenen, sinnlosen Krieg so schnell wie möglich zu beenden. Im Mai/Juni 1945 erreichte ich es dann, daß Spranger sich dafür gewinnen ließ, bei der Gründung des Kulturbundes mitzuwirken. Ich vereinbarte eine in seiner Wohnung stattfindende Begegnung zwischen ihm und Becher, Erpenbeck und Willmann, der ich auch selbst beiwohnen durfte. Becher setzte Spranger in allen Details auseinander, worin er die Aufgaben und den Sinn des Kulturbundes sehe. Spranger sagte: »Wenn Sie Kommunist sind, so muß ich Ihnen gleich sagen, daß ich mich zum dialektischen Materialismus schwerlich werde bekehren lassen. Aber das Programm des Kulturbundes, wie Sie es mir dargelegt haben, findet meine volle Zustimmung.« Das Gespräch kam dann auf die Gründung einer Zeitschrift des Kulturbundes. Spranger machte dazu eine Reihe interessanter Vorschläge, die später auch verwirklicht worden sind, und Becher unterbreitete, soweit ich weiß, zum erstenmal den Vorschlag, daß diese Zeitschrift »Aufbau« heißen solle. Die Einberufung des Gründungsausschusses des Kulturbundes ist wenige Tage später gemeinsam von Johannes R. Becher, Eduard Spranger, Paul Wegener und Otto Winzer unterzeichnet worden (Winzer war damals Leiter des Dezernats für Volksbildung beim Magistrat von Großberlin...). Becher forderte mich dazu auf, an der Arbeit des Gründungsausschusses teilzunehmen und auf der ersten Kundgebung, mit der der Kulturbund vor die Öffentlichkeit treten sollte, als Sprecher der jungen antifaschistischen Intelligenz eine kurze Rede zu halten.¹⁵ Der Gründungsausschuß konstituierte sich in der Villa Strauß in Berlin-Dahlem, Cecilien-, jetzt Pacelli-Allee, und neben Becher, Spranger und Paul Wegener traten bei der Gründungssitzung Dr. Ferdinand Friedensburg von der CDU und Pfarrer Dilschneider besonders aktiv hervor. Auf der Gründungsver-

15 Die Rede Harichs wurde nicht veröffentlicht. - Vgl. Manifest des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, Berlin (1945).

sammlung im Großen Sendesaal des Funkhauses Masurenallee ergriffen u.a. Bernhard Kellermann, Paul Wegener, Johannes R. Becher und Pfarrer Dilschneider das Wort. Die Rede des gerade erkrankten Professor Spranger wurde von einem anderen Professor der Berliner Universität verlesen. Etwa zur gleichen Zeit rückten die westlichen Besatzungsmächte in Berlin in ihre Sektoren ein und begannen sofort, die Einheit der antifaschistischen Kräfte zu stören und die Tätigkeit ihrer gemeinsamen Organisationen zu behindern. Eine der ersten Maßnahmen der Amerikaner bestand darin, daß sie die Villa Strauß in der Cecilienallee für den Stab von General Lucius D. Clay beschlagnahmten und Becher, Erpenbeck und Willmann zwangen, in den sowjetischen Sektor überzusiedeln. Auch die Villa von Geheimrat Spranger wurde beschlagnahmt, der große deutsche Gelehrte mußte zusammen mit seiner Frau mit den Kellerräumen seines Hauses vorliebnehmen.¹⁶ Der Kulturbund kam provisorisch in der Kammer der Kunstschaffenden in der Schlüterstraße unter, wo Paul Wegener Becher mit seinen Mitarbeitern eine Etage freimachen ließ. In Wegeners Arbeitszimmer in der Schlüterstraße (dem früheren Arbeitszimmer des Staatsrates Hinkel) fand auch die Sitzung statt, auf der der Gründungsausschuß die provisorische Leitung des Kulturbundes wählte und sich dann auflöste. Auf dieser Sitzung, an der ich teilnehmen durfte, schlug Johannes R. Becher als ersten Präsidenten des Kulturbundes den Schriftsteller Bernhard Kellermann vor, und dieser Vorschlag wurde von den anwesenden Mitgliedern der KPD unterstützt. Die sozialdemokratischen, bürgerlichen und parteilosen Mitglieder des Gründungsausschusses, unter ihnen Gustav Dahrendorf, Ferdinand Friedensburg, der Anglist Professor Schirmer, Pfarrer Dilschneider u.a., bestanden jedoch darauf, daß Becher Präsident des Kulturbundes werden sollte, und da sie die Mehrheit hatten, setzten sie sich durch. 1947 ist dann der Kulturbund in den Berliner Westsektoren verboten worden,¹⁷ und die Leitung mußte ihre Räume in der Schlüterstraße (britischer Sektor) räumen und in den sowjetischen Sektor von Berlin umziehen. Damals war Paul Wegener aber nicht mehr Präsident der Kammer der Kulturschaffenden, die sich inzwischen aufgelöst hatte, also auch nicht mehr Hausherr in der Schlüterstraße, sondern war ganz zu seiner Arbeit als Schauspieler zurückgekehrt.

Da sich die Akten der ehemaligen Reichskulturkammer in der Schlüterstraße befanden, erschien es 1945 den Alliierten als zweckmäßig, dort auch den Ausschuß für die Entnazifizierung der Kunstschaffenden unterzubringen. Zum Vorsitzenden dieses Ausschusses wurde auf gemeinsamen Beschluß der vier Siegermächte Alex Vogel berufen, zum öffentlichen Ankläger Wolfgang Schmidt, beide auf Grund ihrer illegalen Widerstandstätigkeit im Kriege. Vogel und Schmidt mußten diese Tätigkeit in Berlin von Anfang an unter sehr komplizierten Bedingungen ausüben, denn sie erhielten von den westlichen und östlichen Besatzungsmächten oft entgegengesetzte Richtlinien. Die sowjetischen Vertreter waren dafür, mit den Künstlern, die Pgs gewesen waren, möglichst großzügig zu verfahren. Sie waren z.B. entschieden dagegen, daß Wilhelm Furtwängler gezwungen werden sollte, sich vor dem Ausschuß zu verant-

16 Die Harich-Familie mußte ihr Haus, das im Unterschied zum Haus von Spranger über keinen Keller verfügte, Hals über Kopf für die Amerikaner räumen. Dabei ging die von Wolfgang Harich verfaßte Walthar-Harich-Biographie verloren.

17 Amerikaner und Briten verlangten einen Antrag auf Neuzulassung, während die Sowjets darauf bestanden, daß die Zulassung von Juli 1945 gültig bleibe. Der Kulturbund konnte diesen Konflikt zwischen den Alliierten nicht lösen, so daß für ihn im amerikanischen und britischen Sektor ein de-facto-Verbot bestand. Im französischen Sektor war er unter strenger Kontrolle der Besatzungsmacht weiterhin tätig.

18 Harichs Plan, als Rezensent beim »Tagesspie-

worten; anders verhielten sich die Amerikaner. Sie benutzten die Verfahren gegen bedeutende Künstler als einen demagogischen pseudo-antnazistischen Schleier, hinter dem sie ihr geheimes Paktieren mit den wirklichen Kriegsverbrechern und Kriegsinteressenten aus der deutschen Großbourgeoisie zu verbergen suchten. Und der bloße geographische Zufall, daß die Schlüterstraße im britischen Sektor lag, hatte zur Folge, daß die westlichen Alliierten auf Vogel und Schmidt bei ihren Entscheidungen einen scharfen Druck ausüben konnten. Das Verfahren gegen Furtwängler z.B. ist von den Amerikanern erzwungen worden, und wenn Vogel und Schmidt sich nicht halbwegs gefügt hätten, hätten die Vertreter der Westmächte ihre Ablösung und ihre Ersetzung durch westliche Kreaturen durchgesetzt. Dies geschah aber bereits zu einer Zeit, als ich schon meine journalistische Arbeit¹⁸ und mein Studium aufgenommen und mit der Schlüterstraße nicht das geringste mehr zu tun hatte.

gel« zu arbeiten, scheiterte am amerikanischen Einspruch. Harich wurde im Mai 1946 dritter Theaterkritiker des französisch lizenzierten »Kurier«. Nach wenigen Wochen kam es zu einem Streit mit einem französischen Offizier über einen Artikel Harichs über Knut Hamsun. Aus der Klemme halfen ihm die Sowjets, die ihm die Stelle des ersten Theaterkritikers bei der »Täglichen Rundschau« anboten, die Harich bis 1948 innehatte.